

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 47

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

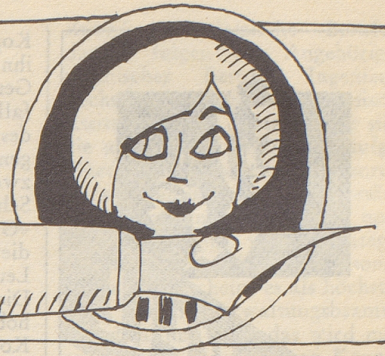
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Von den Wonnen des Reichtums

Früher habe ich mir gelegentlich wilde und herrliche Vorstellungen über das Reichsein gemacht. Nicht grad immer, denn ich hatte es lustig und hatte viele Freunde, und wir hatten zwar wenig Geld, aber wir hatten es, wie gesagt, trotzdem lustig. Und wenn man das hat, und sonst so das Nötigste im Leben – ein Zimmer, eine Waschgelegenheit, eine Kaffeemaschine, die ständig im Betrieb war und ein bißchen Essen – dann brauchte man weiter kein Geld.

Zu richtigen Mahlzeiten langte der Wechsel deshalb nicht, weil wir auf Konzerte und Theater nicht verzichten wollten. Aber damals gab es noch sehr billige Stehplätze, und ein paar Stunden Stehen war für uns – damals – eine Kleinigkeit.

Einen Schatz, der all diese unsere Neigungen und Möglichkeiten teilte, hatten wir meist auch.

Also wozu reich?

Später habe ich es mir manchmal gewünscht. Besonders wegen Reisen.

Kam das Leben B. So mit Mann und Kind, selbst ohne Kegel, ergeben sich da und dort Probleme. Aber man hatte ein Mädchen, mit Vorliebe ein junges, und man konnte weiterarbeiten. Und wenn das junge Geschöpf heiratete – und ich denke heute noch gern dran, daß mich nie eines aus einem andern Grunde verlassen hat – dann fand sich ein anderes.

Es war ein relativ simples Dasein. Dann, eines Tages, wurde das Leben eine Institution für reiche Leute.

Es gab zwar noch «Personal», aber nicht mehr zu erschwinglichen Preisen. Es gab keine jungen Meiteli mehr, denn die gingen lieber in die Fabrik, bis sie heirateten. Und das Heiraten war für sie auch kein unabdingbares Problem mehr. Man konnte es auch sein lassen, denn man verdiente gut. Und die Sekretärinnen natürlich erst recht, und die Kindergärtnerinnen und die Lehrerinnen. Und wenn sie trotzdem heirateten, dann verdienten die Männer ebenfalls gut, so daß die meisten Frauen daheim bleiben konnten, wo sie, wenn die Kinder noch jung sind, auch hin-

gehören. Sie machten also ihren Haushalt.

Aber selbst reiche, wirklich reiche Leute fanden trotz (manchmal enormen) Löhnen kein «Hauspersonal» mehr. Und keinen Gärtner, und keine Handwerker (für Reparaturen) – oder doch nur nach langem Warten und mit großer Mühe.

Was tun mit dem vielen Geld? Vielleicht reisen? Aber auf Reisen entdeckten sie rasch, daß Hotels auch nicht mehr sind, was sie waren. Die Kellner und Zimmermädchen, sagen sie, waren frech, und kamen auch im Ausland aus dem Ausland und überhaupt, gällesi, es war einfach nicht mehr dasselbe. Dann fielen ihnen ihre schönen, komfortablen Häuser ein, und sie gingen heim. Dort war niemand, aber immerhin die Waschmaschine und die Geschirrwashmaschine und die Ölheizung, und das Leben hatte – und hat – die kuriose Neigung weiterzugehen.

Ich kenne sehr verwöhnte und reiche Frauen, die sich schlicht an den Läden legten und den Haushalt selber schmissen. Andere waren weniger tüchtig, ließen den Staub ein bißchen liegen und «sahen einfach nicht hin» wie mir eine sympathischerweise erklärte.

So ist es heute. Von den Männern, auch von den pensionierten, helfen

nur wenige, diese aber lieb und nett, wenn auch manchmal ein bißchen ungeschickt.

Was aber auch reiche Häuser heute kaum mehr zu tragen vermögen, ist eine kranke Hausfrau. Natürlich gibt es Bäder und Kurhäuser und Spitäler. In die letzteren wird man, wenn man Glück hat, «notfallmäßig» eingewiesen, aber ungern, weil sie entweder keinen Platz oder kein Personal haben, oder beides nicht.

Aber selbst wenn das klappt und die kranke Mutter untergebracht ist – was tut sich, selbst bei den reichen Leuten, unterdessen zu Hause?

Der Unterschied zwischen arm und reich schmilzt immer mehr zusammen.

Ich kenne Leute, die haben sich Filme, die um 1900 herum spielen, Filme wie «The go-between» mehrmals angesehen, und je reicher die Zuschauer waren, desto mehr ist ihnen in erster Linie aufgefallen, wie viel und wie gutes Personal die dort noch hatten und was für einen zufriedenen Eindruck dieses Personal machte. Aber das waren schließlich Filmstatisten, und viele von ihnen waren vermutlich nicht so gut versorgt, wie sie es als «Personal» wären. Henu, Hauptsache ist, daß der Mensch das tut, was ihm mehr

Spaß macht, wenn er sich's auslesen kann.

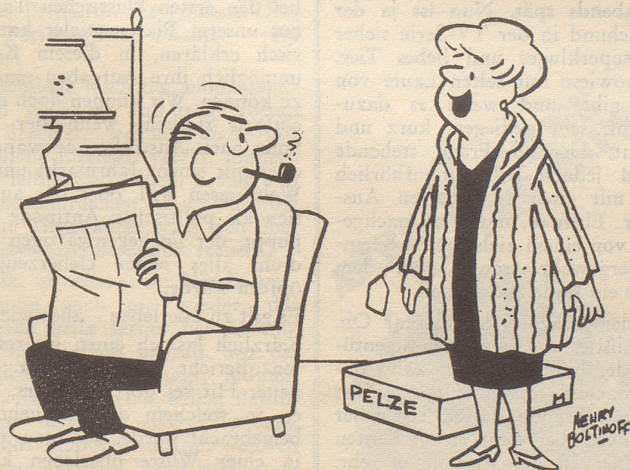
Und ich tröste mich damit, daß ich auch um 1900 nicht gestärkte Zimmermädchen und mehrere Gärtner und eine Köchin und ein Küchenmädchen und eine Kinderschwester und eine Gouvernante gehabt hätte. Nicht einmal einen Butler.

Aber es war wunderschön, das so im Film zu sehen. *Bethli*

Was nicht im Führer stand

Das war in Florenz. Mit illustriertem Führer und Photoapparat bewaffnet durchstreifte ich die faszinierende Stadt, die auch einen Laien in Kunstdingen zu begeistern vermag. Ich hatte eben den Medici-Palast bewundert und schlüpfte nun, dem Rate meines Büchleins folgend, auf dessen Rückseite durch die Tür zur Riccardi-Bibliothek. Die junge Dame im Vorzimmer ließ mich bereitwillig in den Nebenraum eintreten. Da standen in alttümlichen Glasschränken bis hinauf zur Stukkaturendecke Seite an Seite gewichtige Folianten aus Florenzens Glanzzeit. In der Mitte des Raumes, dem Auge des Betrachters müheloser zugänglich, gab es, ebenfalls unter Glas, Kunstwerke aus klösterlichen Schreibstuben, seltene Buchmanuskripte, einen langen Brief von Amerigo Vespucci an einen der Medici-Fürsten.

Was aber nach dem Betrachten all dieser Kostbarkeiten meine Aufmerksamkeit fesselte, war eine Statue, allerdings nicht eine von Michelangelo. Sie saß an einem der beiden im Raum aufgestellten Schreibtische, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief. Es mußte sich um einen Beamten handeln (bitte nicht als meine Meinung über eine ganze Berufsgilde aufzufassen!). Am Schreibtisch neben ihm tippte eine Sekretärin sichtlich verlegen einen Brief. Sie schaute mich unsicher an, als ob sie Abbitte leisten wollte für das unwürdige Benehmen ihres Kollegen, lehnte sich dann hinüber und zupfte ihn gelinde am Ärmel: «Reich mir doch bitte jenen Ordner dort!» Keine Reaktion seitens des Schläfers. Wiederholtes Ärmelzupfen, diesmal etwas intensiver: «Reich mir jetzt den Ordner herüber!» Die Statue hob den



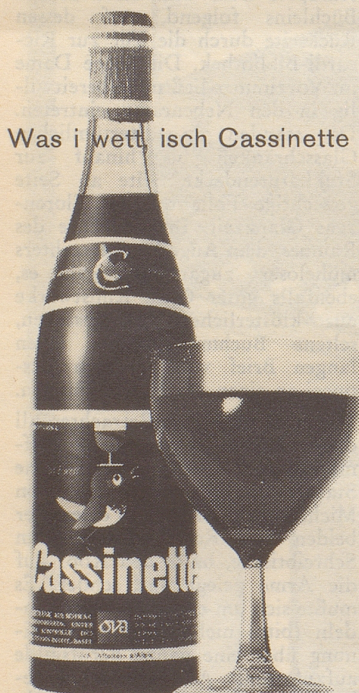
«Ich weiß, wie wir ihn bezahlen! Du bittest den Chef um Lohnerhöhung!»



HENKELL

Der Sekt,
der eine
ganze Welt
beschwingt

Jeder  Tropfen Birkenblut
gibt 20 Haaren neue Lebenskraft.



Cassinette ist gesundheitlich
wertvoll durch seinen hohen
Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **OVA**-Produkt

Kopf um wenige Zentimeter, ließ ihn aber unter unverständlichem Gemurmel gleich wieder zurückfallen. Hilfloes und mißbilligendes Kopfschütteln seitens der jungen Dame. Dann ein letzter, verzweifelter Anlauf unter heftigem Schütteln des ganzen Armes: «Gianni, wach doch endlich auf, die Leute schauen dich an!» (Die Leute, das war ich.) Das wirkte. Die also angesprochene Statue erhob sich schwerfällig, reichte ihrer Kollegin den verlangten Orden und entfernte sich dann via Balkon, nicht ohne einen vernichtenden Blick auf mich, die eigentliche Ruhestörerin, geworfen zu haben. Während der ganzen Szene war ich versucht gewesen, laut herauszulachen, aber angesichts der Würde des Raumes hatte sich mein Heiterkeitsausbruch auf die Region der hinteren Backenzähne beschränkt.

Längst bin ich wieder zurück in der Heimat. Und wenn ich dann so an einem trüben, spätherbstlichen Morgen nicht ganz ausgeschlafen an meinem blendendweißen Schreibtisch in dem ach so nüchternen und modernen Büro sitze, dann beschleicht mich manchmal ein kleiner, höchst bescheidener Wunsch: Der Wunsch, in einem alten Florentiner Palast, in kunst- und geschichtsträchtiger Atmosphäre, weiterschlafen zu dürfen...

Annemarie

«Bellen verboten»

Liebe Fränzi! Deine Zuschrift in Nr. 42 kann ich nicht unbeantwortet lassen. Ja, ja, die lieben Hunde! Folgende Tatsache, daß ich langsam aber sicher zur Hundehasserin werde, ist dieser unerträgliche Zustand:

Stellen Sie sich einmal ein Viereck von Häuserblocks vor, darin ein verwildertes Stücklein Land, bewohnt von einem reizenden (in Anführungszeichen) Lassiehund, der darin sein bellendes Unwesen treibt, und dies von morgens früh bis abends spät. Nun ist ja der Lassiehund in der TV-Serie sicher ein superkluges und liebes Tier, das sowieso nur selten Laute von sich gibt, und wenn es dazu kommt, sehr gediegen, kurz und dezent. Der in Frage stehende Hund jedoch bellt unaufhörlich und mit einer sagenhaften Ausdauer. Eben so, daß man nachgerade von einem zielsicheren Kleinkalibergewehr träumt, um dem Lärm ein Ende zu bereiten.

Bei der Polizei reklamieren? Oh, da heißt es höchstens, der Eigentümer des bißchens Land kann damit machen, was er will, es gehört ja ihm. Hunde halten ist sicher sehr nett, aber wenn es auf Kosten der Nerven der Anwohner geht, dann sieht die Sache eben anders aus. Ich möchte einmal erleben, wie die Reaktion auf Kindergeschrei und Kinderlärm in diesem Ausmaß und von dieser Ausdauer

wäre. Jeden Tag wie eine Uhr, von morgens bis abends. Da würde es bestimmt bald einmal, und mit Berechtigung, Reklamationen hageln.

Bevor ich selber auf den Hund komme, resp. vor die Hunde gehe, nur noch dieser Stoßseufzer: Ein Hund müßte man sein! Helen

Ueberlebenskurs für Eltern

Man hat so seine Sorgen, rundherum. Ob sie nun einer als soucis, als difficoltà, als troubles oder als «de Chrage voll» bezeichnet, es scheint uns allen gleich zu gehen: Der Nachwuchs macht uns Schwierigkeiten.

Als ich mich kürzlich bei meiner welschen Freundin nach dem Ergehen ihrer Familie erkundigte, prägte sie einen Satz, der unsere heutige Situation auf den Kopf trifft: Les enfants, oh ça va. Et nous parents? Nous essayons à survivre. Und wie sie das sagte: Wir Eltern, wir versuchen zu überleben. Mit jenem charmanten, leicht resignierten Augenzwinkern, auf das sich unsere weiblichen compatriotes so gut verstehen.

Der Ausspruch gefällt mir. Er drückt kurz und zusammenfassend das aus, was einem heute in den verschiedensten Situationen klar wird: Wir Eltern müssen so allmählich nach Möglichkeiten suchen, um zu überleben. Wir müssen am Leben bleiben, auch wenn unser Sohn zwei Wochen vor der Matura plötzlich mit Rucksack und Schlafsack vor uns hintritt und erklärt, er gehe von der Schule und trete einer Kommune bei. Oder wenn uns die Tochter, kaum daß sie die letzten Papierwindeln abgestreift hat, einen umfassenden Vortrag über die Notwendigkeit der Pille hält. Wir können nicht einfach ins Grab sinken, wenn die Jungen uns nur noch als die Antiken, Antiquarischen oder Antiquierten betiteln und behandeln –; wenn sie stundenlang mit ihrer Lärmmusik das Haus füllen, aber bei den ersten klassischen Takten aus unserm Plattenspieler kategorisch erklären, in diesem Krach unmöglich ihre Aufgaben machen zu können. Wir können doch nicht einfach sterben, wenn der eine Sohn nach Australien auswandern oder mit einem Jahrmarkt um die Welt reisen will, oder der andere sich als politischer Antipode entpuppt, der im gegenwärtigen Stadium alles seiner Ueberzeugung opfern würde.

Es gilt zu überleben – aber wie?

Kürzlich las ich einen interessanten Bericht aus Amerika. Ein neuer Hit sei dort ein Kurs, hieß es, in welchem den Teilnehmern beigebracht werde, wie man allein in einer Wüste überleben kann. Man lerne Erdlöcher ausheben, nach Wurzeln graben, Feuer schlagen, mit gefährlichen Tieren fertig werden und was der widrigen Situationen mehr sind. Am Ende des

Kurses werde man dann gleichsam zur Brevetierung in einer richtigen Wüste ausgesetzt und dem Schicksal überlassen, wie es vordem in der Antike so Brauch war, mit dem wesentlichen Unterschied allerdings, daß man durch Helikopter aus der Luft sorgfältig überwacht wird, und so das Ganze einem prickelnden Sport gleichkommt.

Mir hat dieser Bericht zu einer andern Idee verholfen. Nous parents, nous essayons à survivre. Wie wäre es mit einem Ueberlebenskurs für Eltern? Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch in seinem Leben einmal Kinder in die Welt setzt, ist doch, nüchtern betrachtet, ungleich größer als diejenige, irgendwann einmal in eine Wüste verschlagen zu werden.

An erster Stelle würde den Kurs teilnehmern ein wohlgedachtes geistiges Catch-as-catch-can beigebracht, neben Schlagfertigkeit in psychologischen Fragen. Täglich würden sie auf seelischen Nahkampf und Terrainverteidigung gedrillt. Sie lernten, in Sekunden schnelle eine Igelstellung zu errichten, in Deckung zu gehen oder aber den Gegner mit vorgestreckten geistigen Waffen anzugehen. Es gäbe einen Nothelferkurs für künstliche Beatmung und Herzmassage und einen Fitkurs, bei dem man jeden Morgen durch einen psychologischen Vita-Parcours gejagt würde. Lichtbildervorträge befaßten sich mit Themen wie: «Schütze dich erfolgreich vor Ueberraschungsangriffen» oder «Wie überlebe ich in einer vergifteten Atmosphäre», und ein Film zeigte in vielen Szenen, wie man einen psychologischen Abwehrkrieg auf die Länge durchstehen kann.

Ich sage solchen Kursen einen weltweiten Erfolg voraus, denn was würden arme, strapazierte Eltern nicht alles auf sich nehmen, um auch die kommenden zwanzig Jahre noch einigermaßen heil überleben zu können.

Yvonne

3 × Frei

Liebes Bethli, ich komme mit einer ganz wichtigen Frage zu Dir. Vor einigen Jahren lernte ich einen Mann namens Frei kennen. Er war fast so schön wie Mark Spitz. Ich wurde sehr um ihn beneidet. Dabei fand ich mich gar nicht beneidenswert, denn der Gute war über alle Maßen eingebildet. Was unserer Freundschaft denn auch den Todesstoß gab.

Dann kam einer, der schwatzte mir den Kopf voll mit Weisheiten von Laotse. Ich war hingerissen... ein so gescheiter Mann. Er hieß Frei. Doch als er mich beim Ausgehen jeweils die Zeche bezahlen ließ, fand ich seine Vorträge zu hoch bezahlt.

Du wirst es nicht glauben, aber nun begegnete ich tatsächlich dem

dritten Frei. Er ist weder besonders schön noch geschick. Jetzt frage ich mich, soll ich mich nach dem Sprichwort «Aller guten Dinge sind drei» oder «Allzu Frei ist ungesund» richten? Soll ich den dritten Frei nehmen oder nicht, das ist hier die Frage. Kannst Du mir, liebes Bethli, bei dieser lebenswichtigen Entscheidung helfen?

Maja

Liebe Maja, ich kann keine Ferndiagnose stellen. Nicht einmal eine aus der Nähe. Also warum nicht der Frei Nummer Drei? Herzliche Glückwünsche!

Bethli

Sind «Kuhhändler» vermeidbar?

Viele Leute behaupten, in der schweizerischen Politik würden besonders viele «Kuhhändler» geschlossen. Ich kann das nicht beurteilen. Und ich möchte – ganz ehrlich gesagt – auch nicht darüber richten müssen. Nun hörte ich aber vor einigen Wochen in den Nachrichten eine Meldung aus dem amerikanischen Wahlkampf: Ein Teppichproduzentenverband (oder wie die Organisation genau heißen mag) spendet Präsident Nixon einen beachtlichen Betrag für seine Wahlkasse. Die ist nämlich leer. Dafür hebt das Weiße Haus das Verbot auf, brennbare Teppiche zu verkaufen. Ist das jetzt ein richtiger «Kuhhandel»? Ich glaube schon. Und da Amerika in der westlichen Welt einigen Einfluß hat, und mir kürzlich wieder einmal jemand die amerikanische Mentalität so gerühmt hat, daß ich mich direkt schämen mußte, Schweizerin zu sein, kann mich diese Meldung nicht ganz kalt lassen.

Unsere Bundesräte mußten bis jetzt nicht unbedingt um ihre Wiederwahl bangen. Aber wenn es auch bei uns einmal härter zugehen sollte – zum Beispiel bei einer von einigen Leuten postulierten Volkswahl der Bundesräte –, kämen dann solche «Kuhhändler» (vorausgesetzt, der aus Amerika ist wirklich einer) auch vor? Das gefällt mir eigentlich gar nicht. Aber ich weiß kein Mittel dagegen. Die Ausrede, daß man kritisieren dürfe, ohne eigene Vorschläge zu machen, weil man ja auch ein gutes und ein faules Ei voneinander unterscheiden könne, ohne selber eines zu legen, gefällt mir auch

- Schmerzen?
- Grippe?
- Kopfweg?

ASPRO
hilft schnell
NEU: Jetzt auch als
BRAUSETABLETTE



«Er behauptet, er sei sehr reich, aber ich kann das nicht glauben. Er bezahlt alles bar!»

nicht. Ich bemängle ja nicht die Produkte der Hühner, sondern diejenigen der Menschen. Und menschlich denken sollte ich eigentlich können. Darum suche ich verzweifelt nach einem Ausweg. Wo? Im Osten? Aber da habe ich oft den Eindruck, daß die Volksvertreter gar nicht unbedingt den Willen des Volkes vertreten. Und überhaupt, wer garantiert mir, daß die Herren Husak, Honecker usw. keiner Korruption zugänglich sind?

Aus dem Osten hört man zu wenig, um Nachahmungen empfehlen zu können. Und übrigens geht es mir dort trotz der demokratischen Nationalnamen zu und her. Die Demokratie aber wollen wir, Amerika- und Rußlandverehrer sowie die ganz gewöhnlichen Schweizer, beibehalten. Ohne «Kuhhändler». Womit ich wieder am Anfang bin. Vielleicht sollte ich es doch besser mit dem Eierlegen probieren. Jenny

Aimez-vous les bijoux?

Ich habe sonst gern Schmuck. Aber heute habe ich mich entschlossen, ihn bei der nächsten Kehrriichtabfuhr in den Kübel zu werfen! Was nützt mir ein lupenreines Brilläntli, die goldene Uhr, das Perlencollier? Nichts – rein nichts!

Ich schließe mich der biomagnetischen Welle an und trage fortan ein Bracelet, welches nicht nur weibliche Eitelkeit verrät, sondern mir vielmehr zu Glück, Erfolg und einem steinreichen Mann verhilft! (Mein Angetrauter wird sich über letzteres ganz besonders freuen!)

Krank, so heißt es im Blättli, werde man auch nie wieder, das Dingsda helfe ferner bei Asthma und so. Einfach überall, wo die ärztliche Kunst versagt, judihui, tra la la! Wenn Du willst, Bethli, pumpe ich Dir das Plunder, pardon! Wunderarmband, weil ich Dich so gut mag! Dann wirst auch Du Glück, Erfolg, Liebe und Millionen kennen lernen... Dein Leben bekommt Sinn!

Was so ein Bioaktives kostet?

Vielleicht reicht's beim nächsten Zahntag. Oder glaubst Du, es wäre besser, wenn ich meinen Schmuck statt in den Kübel, der Pfandlei anhängen würde? Wenn er mich später wieder gluschtet, kann ich immer noch in meinen Millionen scharren oder den Steinreichen bitten – gell!

Herzlichst Dein auf bioaktiven Wellen schaukelndes Eveletti

Evi, vergiß nicht, daß es ein bioaktives Bracelet ist! Also kein Plunder. B.

Das Fenster – ein Spiegel

In größeren Tageszeitungen erscheint regelmäßig «Das Fenster», eine Annonce des Eidg. Personalamtes, die, wie zu lesen ist, eine Auswahl darstellt aus dem Stellenanzeiger des Bundes.

Interessant, was für Berufsleute vom Bund gesucht werden: zahlreiche Juristen und Nationalökonom, aber auch Naturwissenschaftler, Pädagogen, Bau-, Maschinen- und Elektroingenieure. Sie alle heißen dann, einmal beim Bund angestellt, wissenschaftliche Beamte oder wissenschaftliche Adjunkte. Sie stehen auch sozusagen ganz vorne am Fenster, unter der

Rubrik «akademische Berufe»; darauf folgen die Angehörigen technischer Berufe: Ingenieur-Techniker, Fotografen, technische Assistenten; an dritter Stelle sind die administrativen Berufe aufgeführt: Inspektoren, Revisoren, Verwaltungsbeamte, Sekretäre. Aber der Bund kennt auch noch Berufsangehörige vierter Kategorie. Sie heißen weibliches Personal. Unter ihnen scheint es als höchsten Rang nur die Verwaltungsbeamtin zu geben, und auch das wird man nur «evtl.»; sonst ist man Kanzlistin, Bibliotheksgehilfin, Kanzleihilfin. O ja, wie gehabt: Dienen lerne beizeiten das Weib, auch und ganz besonders bei Vater Staat.

Zum Glück habe ich noch nie den leisesten Wunsch verspürt, beim Bund angestellt zu werden. Aber was tut z. B. eine Juristin, die im «Fenster» eine Stelle ausgeschrieben sieht, die ihr eigentlich ganz gut zusagen würde, und hinterher entdeckt, daß sie sich ja in der Rubrik geirrt hat und also gar nicht gemeint sein kann? Ich hoffe, sie schlägt dieses Fenster sofort wieder zu. So lange und immer wieder, bis endlich einer, ein ganz hochgestellter wissenschaftlicher Beamter beim Eidg. Personalamt, merkt, daß dieses Fenster als ein Spiegel der Personalpolitik beim Bund betrachtet wird, der den Frauen aber als Zerrspiegel erscheinen muß.

Bis dahin werde ich aber gewiß noch oft Gelegenheit haben, an einem Detail herumzurätseln. Die Berufskategorien im «Fenster» sind nämlich mit einem Signet versehen. Dem weiblichen Personal hat man eine Telefon-Wählscheibe zugedacht; daneben stehen aber noch die drei Buchstaben ZGH, was bedeutet diese Chiffre? Ganz gewiß nicht: «Zieht großes Honorar»; es gibt eine Spezialistengruppe, auf die eine ähnliche, populäre Deutung ihrer Bezeichnung schon eher zutrifft (FMH = fordert mehr Honorar). Hier muß es um etwas anderes gehen, was eine Stelle beim Bund für junge Mädchen attraktiv machen könnte. Vielleicht verweist das Eidg. Personalamt ganz bescheiden und diskret auf die Zukunft und verspricht «zahlreiche gute Heiratsaussichten»?

Wenn dann also die Kanzleihilfin wirklich eines Tages den Kanzlisten oder gar den Verwaltungsbeamten heiratet, dann hat sie für diese Ehe wahrhaftig beim Bund eine gute Vorbildung genossen!

Nina

Üsi Chind

David (4½ Jahre) darf mit seinen Großeltern in den Zoo. Lange schaut er interessiert den Schwimmkünstern der Seelöwen zu. Und plötzlich meint er herablassend: «Das alles cha mis Muetti au!»

Ein herrliches Gefühl, wenigstens bei den Vierjährigen ist die Mutter noch die «Größte». UG

ARBEITS-PAUSE
KAFFEE-PAUSE



70.197.1.1.p